

Paul Weß

Mit oder ohne Entscheidung?

Erfahrungen auf dem Weg, eine Gemeinde zu werden

Daß sich der einzelne Mensch in vielfältiger Weise entscheiden muß, wenn er wirklich als Mensch leben will, ist aus den Beiträgen von Heft 1/82 hoffentlich deutlich geworden. Aber kann eine ähnliche Entscheidung auch in bezug auf eine christliche Gemeinde verlangt werden? Gehören nicht in unserer Zeit und in unseren Breiten die meisten Menschen der Kirche und damit auch einer Gemeinde an, und geht es nicht darum, die meist schon als Kind erworbene Kirchenmitgliedschaft in einem Erwachsenwerden im Glauben und das Christsein in einer Übernahme von Verantwortungen in der kirchlichen Gemeinschaft wie in der übrigen Gesellschaft immer entschiedener zu realisieren?

Der folgende Beitrag zeigt nun, daß die Frage der Entscheidung sich auch für eine Gemeinde als solche stellen kann: Wie in vielen anderen lebendigen Gemeinden machten auch die engagierten Mitglieder der Pfarre Wien-Machstraße die Erfahrung, daß eine Erneuerung und Verlebendigung der Pfarrgemeinde überschaubarer Gruppen und einer gemeinsamen Bemühung um einen reifen Glauben bedarf. Seit neun Jahren bilden jene, die sich für die Pfarre besonders verantwortlich fühlen, eine Art Personalgemeinde, die auf rund 130 Personen (in 2 Gemeinden) angewachsen ist, je zur Hälfte aus Pfarrangehörigen und aus pfarrfremden Personen, die sich der Gemeinde Machstraße angeschlossen haben. Aufgrund intensiver Arbeit in einem theologischen Arbeitskreis kam man zu einem Gemeindeverständnis, das von jedem, der einer christlichen Gemeinde angehören will, einen hohen Grad an ausdrücklicher Verbindlichkeit und die ausdrückliche Ent-

scheidung zur Zugehörigkeit nach einer persönlichen Tauferneuerung verlangt. Die Meinungen sind zwar auch in der Machstraße geteilt; es stellt sich die Frage, ob eine bestimmte Gruppe innerhalb der Pfarrgemeinde sich selbst zur eigentlichen Gemeinde erklären und den anderen Mitgliedern der Pfarrgemeinde Bedingungen für die Aufnahme in diese „Gemeinde“ stellen darf, wer eine solche Entscheidung treffen und die „Grundhaltungen“ in Kraft setzen kann und ob damit nicht die „Nicht-Entschiedenen“ zu Gemeindegliedern zweiter Ordnung degradiert werden. Aber selbst wenn dies im konkreten Fall möglich und sinnvoll erscheint, bleibt die Frage, ob man „Gemeinde“, wie es im folgenden Beitrag geschieht, auf eine solche Form einer personell eng verbundenen Gemeinschaft beschränken und allen anderen Pfarrgemeinden mit ihren unterschiedlichen Graden an Teilnahme den Charakter einer echten Gemeinde absprechen kann und darf. — Das Thema scheint uns so wichtig, daß wir unsere Leser einladen möchten, zu diesem Problem oder zum ganzen Beitrag aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen Stellung zu beziehen. red

Von einer „Gemeinschaft in größerer Verbindlichkeit“ ...

Das Pastoralkonzept der Pfarrgemeinde Machstraße besteht darin, durch Bildung überschaubarer geschwisterlicher Gemeinschaften mündiger Christen die Anonymität und Passivität in der Kirche zu überwinden¹. Zu Pfingsten 1972, sechs Jahre nach Beginn dieses Bemühens (1966), bildeten 35 Pfarrangehörige eine Gruppe, die „in größerer Verbindlichkeit“ eine gläubige Gemeinschaft werden wollte. Das damit entstandene Gegenüber von Pfarre und anfanghafter Gemeinde löste eine Krise aus. Nach heftigen Auseinandersetzungen beschloß der Pfarrgemeinderat im Jänner 1973, an der Zielvorstellung der Gemeinde-

¹ Zum Ziel und zum bisherigen Weg vgl. P. Weß, Gemeindekirche — Zukunft der Volkskirche. Der Lernweg einer Pfarrgemeinde, Wien 1976. Bezüglich der Geschwisterlichkeit in der Gemeinde und ihren Konsequenzen vgl. ders., Zur Frage der Notwendigkeit und Größe einer geschwisterlichen Gemeinde, in: Diakonia 12 (1981), 422 f.

bildung festzuhalten². Die Gruppe vermehrte sich daraufhin sehr rasch. Sie versammelte sich zunächst 14tägig, dann monatlich, weil sie in Runden von höchstens 12 Personen untergliedert werden mußte, die sich zwischendurch öfters trafen. Ganztägige Treffen und Feiern im Herbst, in der Advent- und Fastenzeit sowie zu Pfingsten brachten viele positive Erfahrungen.

... zu einer „Gemeinde“ in der Pfarre

Die anfängliche Spannung zwischen dieser Gemeinde im engeren Sinn und der Gesamtpfarre konnte weitgehend vermindert werden: durch den Einsatz ihrer Mitglieder für die Aufgaben der Pfarre, durch öffentliche Einladung zu jedem Gemeindeabend, durch persönliche Kontakte usw. Die Gemeinde (im engeren Sinn; im folgenden immer in dieser Bedeutung) feiert — außer bei auswärtigen Treffen — ihren Sonntagsgottesdienst nie getrennt, sondern zusammen mit allen Pfarrangehörigen, um die Beziehung zu vertiefen. Uns scheint diese Konfrontation der Pfarre mit einer Personalgemeinde in ihr trotz eines gewissen Ärgernisses im Grund weniger elitär zu sein, als außerhalb der Pfarrstrukturen eigene Glaubensgemeinschaften zu bilden. Letzteres bringt sicher weniger Schwierigkeiten mit sich, vermehrt aber die Anonymität und Passivität in der Pfarre, ohne eine positive Herausforderung für diese zu sein³. Auch diejenigen, die aus einem anderen Pfarrgebiet zur Gemeinde gestoßen sind, wirken bei Gottesdienstgestaltung, Elterngesprächen, Firmvorbereitung usw. mit. So geschieht in der Pfarre für alle

² Zu dieser Krise vgl. P. Weß, Pfarre Machstraße — Pflingstnovene 1972, in: *Diakonia* 3 (1972), 354 ff. Vgl. auch *Gemeindekirche* ... 28—46.

³ Oft wird als Kritik geäußert, ein solcher Schritt zu einer Personalgemeinde in einer Pfarre „degradiere“ jene, die nicht mitun können oder wollen, zu „Christen zweiter Klasse“. Darauf ist wohl zu antworten, daß die Laien bisher in der Kirche als solche zweitrangig waren, der „Stand der Vollkommenheit“ (Klerus, Ordensgemeinschaften) hingegen eine eigene Berufung voraussetzte. Wenn nun einige versuchen, diese vorgegebene „Degradierung“ zu überwinden, ohne dabei den Anspruch der Nachfolge aufzugeben, dann sind nicht sie es, welche die anderen degradieren, sondern sie machen höchstens diesen Zustand bewußt und geben damit Ärgernis. Dieses kann leicht als Alibi dienen, wenn man den nötigen Aufbruch nicht wagen will.

sicher auch so viel wie in jeder anderen, wobei wir uns bemühen, eine möglichst positive Begegnung mit Kirche als lebendiger Gemeinde zu vermitteln (nach Joh 13,35: „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt“).

Doch auch in dieser Gemeinde tauchten Schwierigkeiten auf. Es war am Anfang versäumt worden, genügend deutlich ihr gläubiges Selbstverständnis zu formulieren bzw. die neu Dazukommenden daraufhin zu befragen. Einige Personen aus einer Selbsterfahrungsgruppe, die zur Gemeinde gestoßen waren, sahen in der Gottesbeziehung und im Gebet nur Reste von einem überholten religiösen Weltbild und wollten das Christentum und damit die Gemeinde in einem rein horizontalen Humanismus verstehen. Als sie darauf aufmerksam gemacht wurden, daß wir uns hier als gläubige Gemeinschaft getroffen haben, beriefen sie sich auf die Mündigkeit aller Glieder der Gemeinde und warfen dem Priester autoritäres Verhalten vor. Schon damals zeigte sich, wie sehr eine Gemeinde eine gemeinsame Basis braucht und daß die Zugehörigkeit zu ihr geklärt werden muß. Eine neu dazugekommene Familie wäre auch beinahe weggeblieben, weil sie mit jenen Personen in Kontakt kam und deren Ansichten für die Auffassung der Gemeinde hielt. Diese Probleme führten zur Bildung eines theologischen Arbeitskreises, der sich 14tägig traf, um solche Fragen zu besprechen.

Teilung der Gemeinde

Im Jahre 1975 mußte sich die Gemeinde in einem schmerzlichen Prozeß teilen, weil sie auf hundert Personen angewachsen war und bereits wieder starke Anzeichen von Anonymität und damit verbundener Passivität auftraten. Um zu vermeiden, daß diese Teilung zu einem Auseinanderleben wird, wurde dem theologischen Arbeitskreis, dem aus jeder Runde beider Teilgemeinden ein bis zwei Vertreter angehören, die Aufgabe gestellt, die gemeinsame geistige Basis der Gemeinde zu erarbeiten. Dies geschah durch eine Zusammenstellung der „Geisteshaltungen in der Gemeinde“.

Wir unterschieden dabei die drei Grundhaltungen Glaube, Hoffnung und Liebe und die sich daraus ergebenden Einzelhaltungen. Auch diese wurden nicht als konkrete Handlungsanweisungen gesehen, sondern als Einstellungen („Bereitschaft zu ...“), um eine Normierung zu vermeiden. Es ging uns nicht um eine Gesetzmoral, sondern um eine Tugendmoral. Zur Verdeutlichung folgen einige

Auszüge aus den „Grundhaltungen in einer christlichen Gemeinde“

1. Glaube

Unsere erste und wichtigste Grundhaltung als Glieder einer christlichen Gemeinde ist der ausdrückliche Glaube: das unbedingte und rückhaltlose Vertrauen auf Gott als die in Jesus Christus offenbar gewordene „Liebe dahinter“, die unser Leben trägt und in ihm wirksam ist. ... Dieser Glaube wurde uns im vollen Maß möglich gemacht durch Jesus Christus, den „Urheber (wörtlich: Anführer) und Vollender des Glaubens“ (Hebr 12,2). Er wurde uns vermittelt durch die Kirche und ist nur im Einklang mit dieser möglich. ... Der gläubige Mensch ist sich bewußt, daß auch seine positive Grundentscheidung zum Glauben als eine Sinnesänderung im Herzen nicht von ihm machbar ist. ... Der Glaube als Grundentscheidung — zumindest in der Größe eines Senfkornes (Mt 17,20) — beinhaltet durchaus ein weiteres Wachsen und Reifen im Glauben; damit auch ein „Ringeln um den Glauben“ in einem anderen Sinn als beim Vor-Glauben, nämlich um die Treue im Glauben und um eine größere Glaubensstärke. ... Der Gläubige ist sich bewußt, daß er auch nach der eigentlichen, ersten Umkehr vom Scheitern und Versagen bedroht ist, von Fehlentscheidungen und Rückfällen, welche im Widerspruch zu seiner Grundentscheidung stehen. ... Damit hängt es auch zusammen, daß es notwendig sein kann, daß zunächst einzelne, dann aber auch ganze Gruppen innerhalb der Kirche Konsequenzen des Glaubens neu oder wieder entdecken, die nicht von allen gesehen werden.

2. Hoffnung

Aus diesem Glauben ergibt sich die Hoffnung, daß das Leben des einzelnen und die Beziehungen zwischen uns von Grund auf sinnvoll sind, d. h. auf ein Gelingen hin angelegt (auch über den Tod hinaus: endgültiges Leben, Gemeinschaft der Heiligen).

3. Liebe

Aus dem Glauben ergibt sich die Liebe zu Gott und den Menschen: Der glaubende

Mensch erwidert die zuvorkommende Liebe Gottes und bejaht in der Kraft des Glaubens die im Lichte des Glaubens erkannte unbedingte Würde jedes Menschen sowie die positive (nicht nur aus und bei Bedarf) Hinordnung der Menschen zueinander (Gemeinschaft als Selbstwert, nicht nur Mittel zum Zweck der Selbstverwirklichung). Gottes- und Nächstenliebe sind im Glauben als der gemeinsamen Wurzel geeint. Sie sind zwei Beziehungen, von denen keine auf die andere reduziert werden kann. ... Die aus dem Glauben kommende Liebe zum anderen ist vorrangig personal: Sie bezieht sich auf die Person des anderen, nicht auf sein Verhalten (das sie u. U. ablehnen muß), auf gewisse Eigenschaften, Leistung, Besitz usw. ... Die Sympathie wird zweitrangig, auch wenn sie wichtig bleibt. Auch diese personale Liebe aus dem Glauben kann jedoch nur zu ihrer vollen Verwirklichung in der Gemeinschaft führen (in der sie erst ganz geweckt und vollzogen werden kann), wenn der andere sie ebenfalls bejaht und sich darauf einläßt. Deshalb kann auch die gläubige Liebe nur mit solchen ganz verwirklicht werden, die das gleiche wollen: in der gläubigen Gemeinschaft. ... Weil aber auch der Glaube die Grenzen des Menschen nicht aufhebt, kann diese gläubige Gemeinschaft nur in überschaubaren Gruppen verwirklicht werden, die einerseits so klein sind, daß in ihnen noch persönliche Liebe möglich ist, die aber andererseits so groß sind, daß sie in die Öffentlichkeit hineinwirken können: in Gemeinden.

Als der theologische Arbeitskreis diese Zusammenstellung abgeschlossen hatte, wurde sie der gesamten Gemeinde vorgelegt (inzwischen waren beide Teilgemeinden auf insgesamt cirka 120 erwachsene Personen angewachsen).

Das Für und Wider

Beim Gemeindeabend im März 1979 kam das grundsätzliche Für und Wider solcher Formulierungen zur Sprache. Dabei zeigte sich deutlich, wie sehr sie trotz ausdrücklicher gegenteiliger Intention noch als „Gemeinderegeln“ gesehen wurden. Als Gegengründe wurden u. a. angeführt:

- Regeln kein Ausdruck der Liebe
- Formulierungen immer gefährlich (Festlegung!)
- Nicht alle nach einem Schema beurteilen
- Verbindlichkeit kann nicht für alle gelten
- Gefahr eines Aburteilens, der Selbstgefälligkeit

- Leistungskatalog, der Ängste erzeugt
- Unnötig, weil alles im Neuen Testament enthalten
- Problem des Gruppendrucks (Ausschluß?)
- Schwierige, intellektuelle Sprache

Als Gründe dafür u. a.:

- Gemeinsame Grundlage in der Gemeinde
- Klare Zielvorstellung
- Impuls für eine persönliche Entscheidung
- Erleichterung für neu Dazukommende (keine Täuschung über das, worauf sie sich einlassen, welche später zu einer schmerzlichen Trennung oder zu dem Gefühl führen kann, an den Rand oder hinausgedrängt zu werden)
- Notwendigkeit für die Verkündigung
- Hilfe für die Gewissensbildung
- Ansichten in der Kirche (verschiedene Auslegungen des Neuen Testaments) für eine konkrete Gemeinde zu unklar
- Schutz gegen Willkür.

Die Mehrheit der angeführten Einwände war im theologischen Arbeitskreis schon vorher aufgetaucht und besprochen worden (es würde den Rahmen dieses Berichtes sprengen, alle Überlegungen zu bringen, die dazu angestellt wurden). Zum Teil war die Antwort sogar in die Formulierung der Geisteshaltungen eingeflossen (vgl. oben). Einige beruhten auf Mißverständnissen, andere betreffen die manchmal nicht vermeidbaren Schattenseiten eines solchen Bemühens. Beim folgenden Gemeindeabend wurden einzelne neuralgische inhaltliche Punkte herausgegriffen. Als besonders wichtig zeigte sich dabei die Unterscheidung des Vor-Glaubens (der Glaubensbereitschaft, des Bemühens um den Glauben) vom Glauben, der Voraussetzung der vollen Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinde sein sollte. Der nächste Gemeindeabend war dem Gebet gewidmet. Es stellte sich immer mehr heraus, wie sehr solche grundlegende Fragen nur in der gemeinsamen Ausrichtung auf Gott eine Lösung finden können. Dazu war die Teilnahme vieler an mehrtägigen Exerzitien eine große Hilfe.

Die Behandlung all dieser grundlegenden Fragen stellt sicher hohe Anforderungen. Zunächst an die Mitglieder des theologischen Arbeitskreises, welche dann auch die

Anliegen in die einzelnen Runden hinein- und die Ergebnisse der Gespräche wieder in den Kreis einbringen sollen; dann auch an alle, die in der Gemeinde mitleben wollen. Es erfordert schon einen gewaltigen Zeitaufwand, in einer so großen Gruppe ohne ein autoritäres Machtwort ein gemeinsames Glaubensverständnis zu erarbeiten. Außerdem ist eine große geistige Anstrengung nötig. Sicher ist der Prozentsatz an Intellektuellen in der Gemeinde größer als im Durchschnitt der Pfarre, doch die Erfahrung zeigt, daß dort, wo die Fragen in der Praxis aufbrechen (gemeinsames Gebet, Probleme in den Beziehungen, Schwierigkeiten in der Verkündigung usw.), die Bereitschaft zu intensiver Auseinandersetzung wesentlich größer wird und daß dann auch mehr praktisch veranlagte Menschen gut verstehen können, worum es geht⁴. Als Hilfe für jene, die nicht von Anfang an dabei waren, wird jedes Jahr ein Glaubensgesprächskreis gehalten, um sie in das bisher Erarbeitete einzuführen. Auch ein Gemeindekatechismus ist im Entstehen⁵. Je mehr unser Ziel in die Praxis umgesetzt wird, desto verständlicher ist es auch für alle.

„Werdende Gemeinde“

Nach einem Jahr „schöpferischer Pause“ wurde die Frage wieder aufgegriffen: Wer soll jetzt tatsächlich entscheiden, ob diese Zusammenstellung der Geisteshaltungen überhaupt und in welcher Form sie in Kraft treten soll? Hier wurde uns bewußt, daß wir eigentlich erst eine „werdende Gemeinde“ sind und die Zugehörigkeit zur Gemeinde nicht geklärt war. Diese wiederum kann doch wohl — wenn die Gemeinde kein Freundeskreis aus Sympathie sein soll — nur an Hand einer gemeinsamen geistigen Basis bestimmt werden, zu der sich die einzelnen Glieder der Gemeinde bekennen. Sonst müßte entweder das Le-

⁴ Trostreich in dieser Frage des „intellektuellen Übergewichts“ ist für uns die Tatsache, daß auch sehr populäre Bewegungen meist von Intellektuellen ins Leben gerufen wurden. So wurde etwa der Kommunismus auch nicht von den Arbeitern, sondern von Akademikern ausgedacht und konnte doch die Massen begeistern.
⁵ Er wird im Frühjahr in Graz erscheinen: P. Weiß, Eine Frage bricht auf. Wie man zum Glauben finden kann.

ben und Wirken der Gemeinde durch eine Autorität festgelegt werden; d. h. der Priester bliebe der vor-gesetzte Leiter, und damit wäre die Trennung der Kirche in Klerus und Laien beibehalten. Oder diese Basis könnte nur in der Summe der Meinungen aller bestehen, die sich zu ihr zugehörig betrachten. Eine solche Sammlung von Ansichten kann in sich widersprüchlich sein und damit das Leben und Wirken der Gemeinde lähmen. Sie kann sich außerdem täglich ändern, so daß sich niemand auf Dauer verbindlich darauf einlassen kann. Als einer Gemeinde in der Kirche ist uns außerdem eine bestimmte Bandbreite des Glaubensverständnisses vorgegeben. Der Versuch einer kritischen Aneignung traditioneller Dogmen und Morallehren (z. B. der Zuordnung von Sexualität und Ehe, mit der wir uns ein Jahr lang beschäftigten) führte manchmal zu dem Mißverständ-

nis, bei uns gelte nur das als verbindliche Basis, was wir uns selbst erarbeiten.

„Priesterkirche“ — „Gemeindekirche“

Ein weiterer Anstoß, diese Fragen zu klären, war das Jahresthema „Geistliche Berufe“ in der Erzdiözese Wien. Die Gemeinde wurde kritisiert, daß aus ihr noch kein Priester hervorgegangen sei. Doch wir wollten ja nicht durch besonders berufene Priester wirksam werden, sondern als ganze Gemeinde im Sinn des allgemeinen Priestertums in der Nachfolge Jesu leben und Träger und Leitbild der Seelsorge in der Pfarre sein. Bei einem ganztägigen Treffen des Leitungsteams, das ebenfalls von Vertretern aus den Runden beider Teilgemeinden gebildet wird, und beim anschließenden Gemeindeabend im November 1980 stellten wir der „Priesterkirche“ die „Gemeindekirche“ gegenüber:

Priesterkirche

Amtspriestertum wichtiger als allgemeines

Priester verkörpert Christus
Priester als Leiter vorgesezt

Priester als „Gegenüber“ zur Gemeinde, nicht auf einer Ebene
Priester nicht nur in der Aufbauphase (bevor echte Gemeinde), sondern immer eigentlich entscheidend, verantwortlich (Gemeindeersatz)
Zölibat als Zeichen für Gottesbezug

Autorität des Priesters („Machtwort“)

Gemeindekirche

Allgemeines Priestertum wichtiger als Amtspriestertum
Gemeinde ist der Leib Christi
Mündige Gemeinde, Leitung als Koordination

Priester als Glied der Gemeinde, als „Bruder“ (bis ins 3. Jh.), steht in der Gemeinde
Sobald wirkliche Gemeinde, ist Priester Verbindungsglied der Gesamtkirche bzw. Christi zu ihr, macht Einheit sichtbar

Ehe relativieren (im Einsatz für das Reich Gottes)
Gemeinsame Basis, von allen vertreten (im Namen der Gemeinde)

Mit dieser Zielvorstellung setzten sich auch die Runden beim ganztägigen Besinnungstag in der Adventzeit auseinander.

Wenn wir eine solche Gemeinde sein wollten, mußten wir uns der Frage stellen, wer sie nun tatsächlich und in welchem Verständnis bilden will. Die beiden Fragen „gemeinsame Basis“ und „Zugehörigkeit“ lassen sich nicht voneinander trennen und dürfen nicht gegenseitig ausgespielt werden. Deshalb befaßten wir uns beim Gemeindeabend im April 1981 mit dem Für und Wider einer ausdrücklichen Entscheidung zum Glauben in einer Gemeinde (per-

sönliche Tauferneuerung). Als Gründe dagegen wurden u. a. angeführt:

- Gefahr der Diskriminierung der Nichtentschiedenen
- Gefahr der Überheblichkeit und des Elitedenkens
- Angst vor Überforderung
- Schwierigkeit der Entscheidung, Entscheidungsangst
- Gefahr der Selbsttäuschung (richtige Motive?)
- Größere Distanz zur Pfarre
- Probleme bei „Mischehen“ (wenn der Partner nicht mittut)
- Praxis müßte genügen
- Wachstum nie abgeschlossen

Als Gründe dafür u. a.:

- Gebundenheit fördert Freiheit und erleichtert Liebe (Freiheit wird hier als Freiheit der Entschiedenheit verstanden, in der der Mensch eine Möglichkeit unter Verzicht auf die anderen ergreift und so erst sein Leben ganz verwirklichen kann)⁶
- So erst verbindliche Gemeinschaft („Kraftfeld“ der Liebe = mehr als die Summe einzelner)
- Größere Wirkung nach außen (Verkündigung)
- Ausdruck („Verleiblichung“) der inneren Entschiedenheit
- Glaubensvertiefung gefördert, Herausforderung auf ein Ziel hin (sonst Verwässerung)
- Ausdrückliche Bindung ist mehr als ein Zusammenleben (vgl. Ehe)
- Damit sich jene nicht „aufreiben“, welche die Gemeinschaft als verbindlich ansehen und deshalb in Wirklichkeit tragen
- Positive Kritik auf der Grundlage gemeinsamer Basis wird möglich
- Gegenseitige Stütze
- Entscheidung führt zur Mündigkeit
- Beitrag zur Erneuerung der Kirche (Erwachsenen-Taufenerneuerung)

Soweit es generell möglich war (es sich nicht um persönliche Schwierigkeiten einzelner handelte, die in den Runden geklärt werden sollten), wurden die Einwände im theologischen Arbeitskreis besprochen.

Klärung von Mißverständnissen

Beim Gemeindeabend im Mai wurde versucht, einige Mißverständnisse zu klären: Eine solche Entschiedenheit im Glauben und das entsprechende Bekenntnis für notwendig halten heißt nicht, selbst schon entschieden zu sein. Die Entscheidung zu einem Ziel bedeutet nicht, es schon voll zu verwirklichen. Man setzt sich ein Ziel, auf das hin man gehen will. Eine solche Entscheidung kann notwendig sein, wenn

- a) die bisherige nur traditionell in Anlehnung an andere erfolgt ist oder oberflächlich war;
- b) eine echte Entscheidung da war, aber im Laufe der Zeit zurückgenommen wurde;
- c) man neue wesentliche Dimensionen des

⁶ Das entspricht dem Grundgedanken des im vorausgehenden Heft veröffentlichten Beitrages von B. Casper, Menschwerdung durch Entscheidung (S. 6 ff.).

Glaubens (z. B. die Verwirklichung in einer Gemeinde) erkennt.

Alle diese Überlegungen lösten eine gewisse Krise aus, bei der es im Grunde erst um die Frage ging, ob eine solche ausdrückliche Entscheidung überhaupt nötig ist. Es geht also um eine Vorentscheidung, in etwa vergleichbar mit dem Punkt in einer Verlobungszeit, wo einer die Tragweite der Eheverpflichtung erkennt und merkt, daß ihm eine persönliche Entscheidung abverlangt wird und er nicht vom Partner erwarten darf, daß dieser sie für ihn trifft. Ebensowenig kann einer, der nach Mündigkeit strebt, die Entscheidung zum Mitleben in einer Gruppe auf diese abwälzen. Er wäre dann in Wirklichkeit unentschieden, würde sich an die anderen nur anlehnen und die Lasten nicht voll mittragen. Eine Gemeinde, die nur aus Menschen besteht, welche bei den anderen eine Stütze suchen, gleicht einem Kartenhaus, das bei einem stärkeren Windstoß zusammenfällt. Eine Gemeinde kann nur leben, wenn möglichst viele in ihr zu einer mündigen Entscheidung gelangen, die nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft gilt. Daher muß diese zunächst allen zugemutet werden⁷. Sonst würden die wenigen, welche sie von sich aus getroffen haben, bald aufgerieben werden. Die Versuchung ist groß, die Vorteile einer Gemeinschaft ohne höhere menschliche Autorität für sich zu beanspruchen, ohne ihre „Nachteile“ in Kauf zu nehmen: schon einmal den nötigen großen Zeitaufwand für wirklich gemeinsam getroffene Entscheidungen,

⁷ Eine große Schwierigkeit in der Bildung einer geschwisterlichen Gemeinde mündiger Christen dürfte nach unseren Erfahrungen auch darin bestehen, daß viele Menschen nicht die nötige Entscheidungs- und Kontaktfähigkeit mitbringen. Sie müßten erst in der Gemeinde — zugleich mit der Reifung im Glauben — dazu gelangen. Solange aber die meisten Christen eine Gemeinde nur für jene für notwendig halten, welche eine Gemeinschaft „brauchen“, werden die wenigen bestehenden Gemeinden dieser Aufgabe nicht gewachsen sein. Sie gleichen einem „überlasteten Rettungsboot“, das leicht untergehen kann. Oft kommt es auch durch zu hohe Erwartungen und unrichtige Voreinstellungen zu Enttäuschungen, die dann zu heftigen Vorwürfen gegen die Gemeinde führen können. Das alles hebt nicht auf, daß die nötigen Reifungsprozesse vor allem erwachsener Menschen am besten in einer Gemeinschaft geschehen können, die nicht nur um der je eigenen Therapie willen gebildet wird und dann wieder zerfällt, sondern von persönlicher, im Glauben begründeter Liebe getragen ist.

dann aber vor allem die Notwendigkeit einer Bindung und damit Verpflichtung, in der sich alle aufeinander verlassen können. Auch der Verlobte, dessen Partner sich nicht entscheidet und vielleicht sogar schon dem nötigen Gespräch ausweicht, darf und muß einmal die Frage stellen, ob ihn der andere nun heiraten will oder nicht.

Wahrheit und Toleranz

Im Zusammenhang mit dieser Problematik tauchten die Fragen der Wahrheit und der Toleranz auf: Gibt es überhaupt eine Wahrheit und damit eine Entscheidung in die Zukunft hinein? Muß nicht jede Ansicht als gleichberechtigt toleriert werden? Die Auseinandersetzung darüber wurde wieder im theologischen Arbeitskreis geführt. Die Vorträge auf der Tagung „Glaube und Toleranz“ beim Europäischen Theologenkongreß der evangelischen Kirche in Wien (anlässlich der 200-Jahr-Feier des „Toleranzpatentes“ von Kaiser Joseph II.) waren uns eine Hilfe dabei: Toleranz darf nicht mit Gleichgültigkeit verwechselt werden. Gerade der Glaube bedeutet eine Überzeugung, die das Gegenteil nicht als gleichwertig ansehen kann. Er unterscheidet aber den Irrtum von der Person des Irrenden und kann diesen genauso lieben. — Die Leugnung einer Wahrheitserkenntnis bzw. eine „repressive Toleranz“, in der man auf das allen gemeinsame Mindestmaß festgelegt wird, können auch ein Mittel sein, einer Entscheidung auszuweichen und die Weiterentwicklung einer Gruppe zu verhindern.

Vergleich mit Ehe und Jüngerschaft

Die derzeitige Situation kann einerseits mit der Entwicklung zur Entscheidung für eine Ehe verglichen werden. Schon im Alten Testament wird der Bund Gottes mit den Menschen immer wieder mit der Ehe verglichen. Im Neuen Testament verwirklicht sich die Nachfolge im Taufbund, der ein Treueversprechen gegenüber Christus und seiner Kirche (Gemeinde) ist. Andererseits wird es notwendig sein, auf den Reifeprozess bei den Jüngern Jesu zu schauen, der in den Evangelien sichtbar wird. Schließlich werden wir auch auf die Erfahrungen

der Kirche mit dem Katechumenat in jener Zeit zurückgreifen müssen, als sie noch in „Stammgemeinden“⁸ strukturiert und die Kindertaufe noch nicht der Normalfall war. Wenn man letztere beibehalten will, wird man doch ihre negativen Auswirkungen durch ein entsprechendes Erwachsenenkathechumenat mit persönlicher Tauferneuerung überwinden müssen. Tabellarisch sehen diese Vergleiche so aus: (siehe S. 125)

Es dürfte notwendig sein, durch alle diese Phasen zu gehen, um zum mündigen Glauben in der Gemeinde zu gelangen. Wir halten es jedenfalls nicht für richtig, eine erste gefühlsmäßige Begeisterung auszunützen, um eine Entscheidung herbeizuführen. Als große Hilfe in der Deutung unseres Weges erweist sich eine intensive Auseinandersetzung mit den Erfahrungen gläubigen Lebens in der Bibel. Dort wird vom Bund Gottes mit den Menschen als der Mitte biblisch-christlicher Existenz berichtet. Damit befaßten wir uns beim Herbsttreffen 1981. Die Begegnung mit einer biblisch sehr fundierten Gemeinde in Tomerdingen bei Ulm, deren Priester, Beda Bollhalder, uns in diese Thematik einführte, vermittelte uns dazu viele Einsichten. Auf diesem Hintergrund formulierten wir die Fragen für den Besinnungstag im Advent 1981: Welche Verheißungen hat Gott uns gegeben und worauf will er sich mit uns einlassen?

Wollen wir uns mit ihm einlassen?

Die Adventpredigtserie war dem Bund im Alten Testament gewidmet. Die Fastenpredigtserie 1982 wird sich mit demselben Thema im Neuen Testament befassen, in dem der Bundesgedanke seine konkrete Gestalt in der Nachfolge Jesu findet. Auch die Mitfeier der Feste des Kirchenjahres gewinnt eine ganz neue Bedeutung für uns, indem wir ihren Zusammenhang mit unserer Situation immer deutlicher erkennen.

Wie bei jeder Krise wissen wir auch hier nicht, wie sie ausgeht. Es ist nicht einmal

⁸ Zu dieser „Stammgemeinde“ und ihrem verhängnisvollen Verlust vergleiche die ausgezeichneten Überlegungen von Jean-Paul Audet in seinem Beitrag „Priester und Laie in der christlichen Gemeinde. Der Weg in die gegenseitige Entfremdung“, in: Der priesterliche Dienst, I: Ursprung und Frühgeschichte, Quaestiones Disputatae 46, Freiburg 1970, 115–175.

Ehe		Erkenntnis der Notwendigkeit einer Entscheidung			Weitergabe des Lebens	
verliebt	verlobt			verheiratet		
Sehnsucht	erste Begeisterung	Verlobungszeit		Ehe	Familie	

Jünger

treffen Jesus		schließen sich an		Zwischenkrise (Joh. 6, 60ff.)	Ostern	Pfingsten
erwarten den Messias	hören Jesus	gehen mit Jesus	bleiben bei Jesus	glauben an Jesus	verkünden Jesus	

Frühe Kirche

erste Begegnung		Aufnahme als Katechumene		„Einschreibung“ als Taufbewerber	Taufe	Firmung
Wahrheits-suche	Evangelisation	1. Phase des Katechumenats		2. Phase	Vertiefung	Verkündigung

Gemeindebildung heute

Begegnung mit dem Gemeinde-konzept		Beginn der Gemeinde-bildung		Vor-entscheidung	Tauf-erneuerung	Firm-erneuerung
Volkskirche	erste Begeisterung	werdende Gemeinde		Gemeinde	Aussendung	

geklärt, wie sie formal gelöst werden soll. Sicher wird niemand ein Ultimatum stellen, wer nun tatsächlich in diesem bestimmten Verständnis die Gemeinde bilden will, wer sich als „Hineinwachsen-Wollender“ versteht und wer sich als Freund der Gemeinde betrachtet. Aber ebenso wäre es sicher unrichtig, so lange zu warten, bis alle — auch jene, die erst gerade dazugestoßen sind — einen solchen Entscheidungsschritt tun können. Dabei ist für uns die Frage sehr wichtig, welchen Raum jene in der Gemeinde haben, die diesen Schritt (noch) nicht mitvollziehen können (Welche Stufen des Katechumenats sind erforderlich? Bedeuten solche schon eine Diskriminierung? Welche Hilfen geben wir?). Angestrebt wird eine möglichst breite Über-

einstimmung. Diese läßt sich nicht „machen“. Sie ist ein Geschenk, das wohl genauso erbetet werden muß wie das Pfingstereignis.

Das sind Erfahrungen auf einem Weg, auf dem noch viele Schritte zu gehen sein werden. Schon diese Zwischenbilanz zeigt aber, wie neuartig und umfangreich die Aufgaben sind, die sich hier stellen. Um so dringender erweist sich ein Austausch der Erfahrungen mit anderen, die sich ebenfalls bemühen, eine Gemeinde im Sinne des Neuen Testaments zu werden.